



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



err Schmidt wurde bald gestört. Vom Hause her kam eine Dame in den Garten geschritten, die seine Blicke auf der Stelle fesselte. Er dachte, sie wäre über die besten Jahre hinaus, aber immer noch schön. Er bemerkte an ihr eine stolze Haltung, einen leichten Gang und ein höchst elegantes Promenadenkostüm. Als sie ihn sitzen sah, änderte sie die Richtung ihres Weges, kam auf ihn zu und rief: Nun, Doktor, Sie kamen ja gestern Abend nicht mehr!

Herr Schmidt erhob sich und verbeugte sich unter dem Eindruck dieser offenbar sehr vornehmen Persönlichkeit. Er sah, als die Dame näher kam, daß sie in der That sehr schön war, wenn auch ihre Nase vielleicht ein wenig zu spitz und ihr Kinn etwas zu sehr vortretend war. Ein verheulenes Gesicht, dachte er für sich.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, sagte er, es liegt wohl eine Verwechslung mit meinem Bruder vor, der mir allerdings ähnlich sieht. Ich bin nicht der Doktor Schmidt, sondern der Bankdirektor Schmidt aus Holzfurt.

Ach, ich sehe jetzt, sagte sie, die Augen leicht zudrückend und ihn anblinzeln, während sie zugleich eine Lorgnette aus der Umschlingung vieler kleinen funkelnden Säckelchen an der Uhrkette loszumachen bemüht war. Eine große Ähnlichkeit, entschuldigen Sie. Aber — Bankdirektor sagten Sie, nicht wahr, Bankdirektor. Da könnten Sie mir vielleicht sagen, weshalb die Kreditaktien jetzt so sehr heruntergegangen sind?

Zu dienen, sagte Herr Schmidt. Er sah sich das Gesicht mit immer steigender Neugierde an. Die Augen waren sehr dunkel, beinahe schwarz, und hatten einen verwegenen Ausdruck. Die Wangen waren rot und das übrige Gesicht herrlich weiß. Herr Schmidt verstand äußerst wenig von den Toiletten-

geheimnissen der Damen, aber er dachte, es sei möglich, daß hier gewisse Künste in Anwendung gekommen seien, von denen er wohl gehört hatte.

Er erklärte der Dame ausführlich die Verhältnisse, welche auf den Kursstand der Kreditaktien einzuwirken pflegten, und sie hörte mit großem Interesse zu.

Haben Sie doch die Liebenswürdigkeit, mich zu begleiten, sagte sie dann in einem Tone, der die Gewohnheit des Befehlens verriet. Ich habe auf meinem Zimmer eine Liste verschiedner Papiere, über die ich mir Ihre Belehrung erbitte. Ich bin die Gräfin von Altenswerdt.

Herr Schmidt verneigte sich tief und folgte der Dame auf ihr Zimmer. Eine lange und eingehende Unterhaltung ward dort zwischen den beiden gepflogen, und als Herr Schmidt nach einer Stunde wieder herauskam, war der Ausdruck seines Gesichtes ein sehr vergnügter. Er hatte die Frau Gräfin vollständig davon überzeugt, daß bei der jetzigen Lage der Geschäfte, unter dem Zufließen der unermesslichen französischen Kriegsschädigung, die Anlage in Bankwerten die vorteilhafteste sei, und daß vorwiegend die Unternehmungen des Herrn Schmidt glänzende Zinsen versprechen.

Die Sprechstunde war gerade vorüber, und der Bruder hatte jetzt Zeit für Familienbesuche und Privatangelegenheiten. Es war nicht wunderbar, daß die etwas kurzfristige Gräfin Altenswerdt in der Entfernung die Brüder mit einander verwechselt hatte. Beide hatten dasselbe rote Haar und blühende Gesicht, denselben breiten Kopf, wenn auch gewisse Verschiedenheiten in Form und Farbe bei genauerm Zusehen zu entdecken waren. Gottliebs Unterkiefer war sehr weit vorgeschoben, und sein Mund befand sich dicht unter der langen, nach unten gehenden Nase, was ihm einige Ähnlichkeit mit der Physiognomie des Fuchses verlieh.

Wie kommst du denn dazu, dich Doktor nennen zu lassen? fragte Rudolf beim Eintreten. Ich finde, du nimmst großartige Manieren an, aber dieser Titel könnte dich doch mit den Gerichten in Konflikt bringen.

Ich nenne mich niemals Doktor, entgegnete der Algenarzt mit listigem Lächeln. Wenn meine Patienten und meine Domestiken mir auf eigne Hand diesen Titel geben, kann ich nichts dafür.

Aha, sagte Rudolf, indem er sich dem Bruder gegenüber in einen Lehnstuhl setzte, so bist du also wirklich ein großer Arzt geworden! Ich sehe, dein Haus ist voll, und das amüsiert mich köstlich.

Der Bruder zuckte die Achseln.

Rudolf betrachtete ihn eine Zeit lang schweigend und mit scharfem Blick, konnte aber nicht die leiseste Spur von Beschämung in Gottliebs Gesicht entdecken.

Weißt du, lieber Gottlieb, sagte er dann, die Leute schwärzen bei mir zu Hause allerhand über dich, was mir nicht lieb zu hören ist.

Da thust du am besten, nicht zu hören, mein lieber Rudolf, sagte der andre kaltblütig.

Rudolf schüttelte den Kopf. Du bist doch immer noch der alte, sagte er mit bedauerndem Tone, immer noch der Leichtfuß, der guten Rat erfahrener Männer in den Wind schlägt.

Und die erfahrenen Männer sitzen mir doch gerade gegenüber, sagte Gottlieb. Aber ich will dir etwas sagen. Wenn du ein Bruder wärst, wie es sich gehörte, so trätest du gehörig auf und fragtest die Leute, die über mich schwagen, was sie denn eigentlich wollten.

Was sie wollen, kann ich dir sagen, denn ich höre es oft genug. Sie behaupten, du wärst ein Kurpfuscher, der reinen Schwindel triebe, indem er kranke Menschen kuriren wollte, ohne Medizin studirt zu haben. Sieh einmal, Gottlieb, ich habe eine wichtige Reise in bedeutenden Geschäften eigens aufgeschoben, um dich erst zu besuchen und ein ernstes, brüderliches Wort mit dir zu sprechen. Denn ich bin der Älteste und fühle die Verantwortung für den guten Ruf der Familie auf mir lasten, seitdem unser guter Vater tot ist. Deshalb darfst du mir das nicht übel nehmen, sondern solltest dich eher darüber freuen, daß ich mich so für dich interessire. Du hast so bedeutende Fähigkeiten, bist ein so gewandter Mensch und raffinirter Geschäftsmann, wie ich aus dem Zustande deiner Anstalt entnehme. Willst du da nicht lieber mit meiner Hilfe etwas Solides anfangen, anstatt Geschäfte zu treiben, die keinen gesunden Boden haben und über kurz oder lang zusammenbrechen müssen, wenn sie auch für den Augenblick noch so blühend sind?

Der Naturarzt hörte bis zum letzten Worte ernsthaft zu, dann aber brach er in ein lautes Lachen aus und wälzte sich behaglich in dem großen, mit rotem Sammet überzogenen Lehnstuhl, welchen er gleich einem Throne bei seinen Konsultationen zu behaupten pflegte und auch beim Besuche seines Bruders nicht verlassen hatte.

Ein höchst gelungener Kerl bist du doch, sagte er endlich. Ich glaube, wenn du einmal in den Himmel kommst, gehst du direkt zum lieben Gott und giebst ihm einen guten Rat, wie er die Welt regieren soll. Aber ich will nicht undankbar sein, sondern dir auch wiedererzählen, was die Leute über dich schwagen. Sie meinen, du wärst ein Hans Dampf in allen Gassen, der immerfort neue Geschäfte anfinge, ehe noch die alten sichergestellt wären. Ich aber bin ein besserer Kerl als du, denn wenn ich so etwas höre, nehme ich dich in Schutz und sage, du wärst ein Genie und von beschränkten Köpfen nicht zu verstehen. Und du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich dir auch aus brüderlichem Herzen rate, dich in deinen Unternehmungen zu beschränken. Du hast so bedeutende Fähigkeiten, bist ein so gewandter Mensch und raffinirter Geschäftsmann, wie ich aus dem Zulauf zu deiner Gewerbebank und der Verbreitung deiner Zeitung entnehme. Willst du da nicht lieber solid verfahren als immer

neue Projekte machen, die keinen gesunden Boden haben und über kurz oder lang zusammenbrechen müssen, wenn sie auch für kurze Zeit prosperiren? Meine Hilfe dazu kann ich dir freilich nicht anbieten, weil dir die Kenntnisse fehlen, um Assistenzarzt an meiner Heilanstalt zu sein.

Das ist doch ein bißchen stark, sagte Rudolf ärgerlich. Wie kannst du dir nur herausnehmen, kaufmännische Unternehmungen mit deiner Pfruscherei zu vergleichen? Ich bin ein gelernter Kaufmann und arbeite in meinem Fache, während du doch nicht die Rechteit haben wirst, zu behaupten, du wärst ein studirter Mediziner!

Mein lieber Junge, ereifere dich nicht, sagte der andre. Wir wollen beide Geld verdienen, nicht wahr? Und ist nicht das Geld, welches ein Mann verdient, der beste Beweis dafür, daß er seine Sache versteht, einerlei, ob er zünftig oder nicht zünftig ist?

Du hast also die Dreistigkeit, schlankeweg zu leugnen, daß es eine medizinische Wissenschaft giebt, ohne deren Kenntnis es unmöglich und also ein völliger Schwindel ist, kranke Menschen zu kuriren!

Es ist merkwürdig, entgegnete der Naturarzt, daß selbst die klügsten Leute, zu denen ich dir die Ehre anthue dich zu rechnen, völlig vernagelt sind, sobald es sich um Gesundheit und Krankheit handelt. Ich kenne Leute, die das Gras wachsen hören und weder an Gott noch den Teufel glauben, die aber, wenn sie krank sind, so abergläubisch werden wie ein altes Weib, das sich einbildet, ihrer Kuh wäre die Milch durch Zauberei vergangen. Es ist aber gut, denn wovon sollten wir Ärzte sonst leben?

Was willst du damit sagen? Das verstehe ich nicht.

Ja, das sehe ich dir an, sagte Gottlieb lachend. Du bildest dir ein, die Natur wäre so beschaffen, daß sie auf die gelehrten Leute wartete, um in Ordnung zu kommen.

Willst du denn etwa behaupten, Krankheiten würden von selbst besser?

Mein guter Junge, es giebt nach meiner Erfahrung zwei Arten von Krankheiten. Die einen werden von selbst besser, die andern überhaupt nicht.

Das ist stark!

Aber wahr.

Und deshalb giebst du gegen alle Krankheiten Allgenfäst und hast die Stirn zu behaupten, das wäre kein Humbug.

Lieber Rudolf, du hast ebensowenig nötig, mir zu sagen, daß der Allgenfäst Humbug ist, wie ich es nötig habe, dir zu sagen, daß die Gewerbebank Humbug ist.

Ich gebe es auf, sagte Rudolf, indem er sich erhob. Aber niemals wirst du mit aller deiner Sophistik die Thatfache aus der Welt schaffen, daß es hunderte von ganz verschiedenen Krankheiten giebt, und daß sie logischer Weise verschieden behandelt werden müssen.

Ich will dir einmal erzählen, was ich bei dem berühmten Geheimen Obermedizinalrat Professor Dr. Meyer gelernt habe, wo ich, wie du weißt, zwei Jahre lang Heildiener war, entgegnete der Naturarzt. Der Mann hatte eine kolossale Praxis und verordnete eine riesige Menge von wissenschaftlichen Heilmitteln, ganz so wie du meinst, daß es geschehen mußte, gegen jede Krankheit etwas andres. Gegen Rheumatismus gab er Salizylsäure und verordnete Moorbäder, gegen Sicht gab er Lithion, gegen Herzleiden Digitalis, Magenleidenden verschrieb er Pepsin, und so weiter, wie du dir schon denken kannst. Zur Abwechslung ließ er auch elektrisiren oder konzentrirte Gase einatmen und ähnliche Scherze. Nun war er selber ein fideles Männchen und steckte nicht in der festesten Haut. Bald drückte es ihn hier, bald dort, bald war der Appetit weg, bald hatte er den Hegenchuß, bald Husten. Da fiel es mir nun auf, daß er selber niemals Salizylsäure oder Opium oder Chinin oder sonst etwas von den heilsamen Sachen einnahm, die er seinen Patienten verordnete. Dafür hatte er die Manier, wenn er krank wurde, nichts zu essen, außer etwas altem Zwieback, wozu er frisches Wasser trank. Er wurde aber allemal schneller wieder gesund als seine Patienten. Und einmal, als er ganz steif von Rheumatismus war, fragte ich ihn, ob er sich nicht etwas wollte elektrisiren lassen. Wir hatten eine schöne, starke Maschine dazu im Hause, welche ich bediente, da sagte er, ich wäre ein naseweiser Bursche und sollte warten, bis ich gefragt würde.

Herr Rudolf Schmidt war sehr übler Laune. Er fand, daß sein Bruder Gottlieb alle seine schlechten Eigenschaften, seine Rechthaberei, seine Geschwätzigkeit und seine Dreistigkeit in dem verflossenen Jahre ihrer Entfremdung noch erheblich gesteigert habe. Doch wollte er nicht ohne jeden Nutzen wieder fortgehen.

Laß es gut sein, sagte er. Meinetwegen thue, was du willst. Wir wollen auf gutem Fuße bleiben, so viel an mir liegt. Und eins wollte ich dir noch sagen: Hier ist eine Gräfin von Alten Schwerdt bei dir in der Kur —

Ich will einmal nachsehen in meiner Liste, sagte Gottlieb. Weißt du, die vornehmen Leute drängen sich hier so, daß ich die Namen nicht alle im Kopfe behalten kann.

Ein bodenloser Schwindler! sagte Rudolf seufzend für sich, indem er die Augen zur Decke erhob.

Ganz recht, sagte Gottlieb nach einer Weile, aus einem großen Buche lesend. Nummer zweitausenddreihundertvierundsiebzig, Gräfin Sibylla von Alten Schwerdt aus Breslau. Nummer zweitausenddreihundertfünfsundsiebzig, Graf Dietrich von Alten Schwerdt, deren Sohn, aus Paris.

So, also auch ein Sohn, sagte Rudolf. Ich habe nur die Mutter kennen gelernt, als ich im Garten war. Sie hatte einen Empfehlungsbrief an mich von ihrem Bankier in Breslau und sagte, sie hätte die Absicht gehabt, mich zu besuchen, wäre aber ihrer Gesundheit wegen noch nicht dazu gekommen.

Was das für ein heilloser Humbug ist! sagte Gottlieb für sich, indem er sein Buch zuklappte und in ein Fach seines ungeheuern, mit Tiegeln, Retorten, Schädeln und alten Folianten bedeckten Schreibtisches legte.

Die Gräfin hat die Absicht, ihr Vermögen mit meiner Hilfe anzulegen, fuhr Rudolf fort. Nun ist freilich bei mir ein solcher Zubrang von Kapitalien, daß mir nicht viel daran liegt, das Geld zu bekommen. Immerhin will ich das Vertrauen nicht täuschen. Wenn du daher Gelegenheit haben solltest, mit der Gräfin über mich zu sprechen, so bestätige ihr nur, was sie übrigens von ihrem Bankier schon erfahren hat, daß sie bei mir alle Garantien findet.

Sehr gern, mein Junge, entgegnete Gottlieb. Ich brauche dich nicht weiter zu bitten, daß du der Gräfin erklärst, meine Kurmethode sei die rationellste der Neuzeit, denn das merkt sie schon von selber.

Rudolf verzog das Gesicht. Leb wohl! sagte er mit einem neuen Seufzer. Gottlieb wuchs ihm über den Kopf, das war schmerzlich.

Leb wohl, mein Junge, glückliche Reise, erwiderte der Algenarzt.

Neuntes Kapitel.

Auf dem Balkon eines der schönsten Zimmer in der Heilanstalt des Herrn Gottlieb Schmidt lag an diesem Morgen ein junger Mann im Lehnstuhl, rauchte eine Cigarette und blickte träumerisch in die auf den Strand spülenden Wellen hinein. Er hatte eine zarte Gesichtsbildung, eine blasser Farbe, und auch seine Hände waren zart und weiß. Seine dunkeln, lebhaften Augen, das dunkelbraune, leicht gelockte Haar und der feine, braune Schnurrbart gaben dem aristokratisch geschnittenen Gesicht einen interessanten und etwas koketten Ausdruck. Aus seinem Sinnen weckte ihn ein Klopfen an die Thür des Zimmers und das Hereintreten des Briefträgers. Es gab einen Brief, dessen Empfang bescheinigt werden mußte, und mit Erstaunen sah der Jüngling die Aufschrift desselben, welche eine Einlage von tausend Mark ankündigte. Doch wurde seine Aufmerksamkeit sofort auf einen andern Brief gelenkt, den er gleichzeitig erhielt und der eine französische Adresse von kitzlicher Damenhand trug.

Mit beiden Briefen begab er sich zu seinem Platz auf dem Balkon, nahm ein Messerchen mit Perlmutterheft zur Hand und blickte von einer Adresse zur andern hin und her, unentschieden, welches Schreiben er zuerst öffnen solle. Endlich siegte die deutsche Aufschrift, er steckte den Pariser Brief in die Tasche und schnitt den andern auf.

Gleichgiltig ließ er den Tausendmarkschein stecken, las aber mit erfreuter Miene die begleitenden Zeilen.

Hochgeborener Herr Graf, hieß es darin, ich habe das Vergnügen, Euer Hochgeboren mitzuteilen, daß die erste Auflage Ihrer Gedichte vergriffen ist, und daß ich im Begriffe bin, die zweite Auflage auszugeben. Indem ich

mich beehre, Ihnen hierbei das ausbedungene Honorar = M. 1000 ganz ergebenst auch für die neue Ausgabe zu überreichen, möchte ich mir die Anfrage erlauben, ob es nicht ratsam wäre, nunmehr den in der That reizenden Gedichten, die dem Publikum so gut gefallen, den Namen des Autors vorzusetzen und somit die bisherige Anonymität fallen zu lassen. Es wird nur von Euer Hochgeboren Entscheidung abhängen, ob Sie Ihren Namen denen der ersten Lyriker der Neuzeit einreihen wollen. Indem ich Euer Hochgeboren gütiger Rückäußerung hierüber entgegensehe, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochgeboren ergebenster Friedrich Müller, Verlagsbuchhändler.

Der Jüngling blickte mit schimmernden Augen von dem Papiere auf und sah wieder nachdenklich in die See hinaus.

So ist es doch wahr, sagte er sich, so haben meine hochfliegenden Hoffnungen mich nicht betrogen. Ich bin ein Dichter, das göttliche Licht der Schönheit leuchtet auch in meiner Seele!

Gedankenvoll lauschte er dem Brausen des ewig bewegten Wassers und folgte dem Spiel der immer neu aufschwellenden, vordringenden und zusammen-sinkenden Wellen.

O, ihr meine Götter, dachte er, was würdet ihr sagen, wenn ihr meine Gedichte lesen könntet? Du, Heinrich Heine, du, Alfred de Musset, du unsterblicher Ariost! Würdet ihr mich anerkennen? O ja, ich bin euresgleichen!

Aber niemals soll der Name des Grafen Dietrich von Altenswerdt dem Publikum bekannt werden. Er ist zu adlich. Er darf nicht von den breiten Mäulern des gemeinen Volkes besleckt werden. Er darf nicht anders von der Masse genannt werden, als in Verehrung vor unserm Stamm, und soll nicht auf bedrucktem Papier von Hand zu Hand gehen und der Kritik des unwissenden, fühllosen Pöbels anheimfallen. Auch kenne ich meine Verwandtschaft. Sie würde entsetzt sein, wenn sie wüßte, daß jene erotischen Gedichte, welche die Entrüstung der Frommen bilden, von dieser Hand hier geschrieben, von diesem flammenden Herzen erdacht sind!

Doch wie? Habe ich dich auch nur einen Augenblick vergessen können, süßes, kleines Geschöpf, phantastische Odette?

Er zog den französischen Brief aus der Tasche, öffnete ihn, küßte die Unterschrift und begann mit Eifer die acht vollgetrigelten Seiten zu lesen, wobei er oft in lautes Lachen ausbrach.

Er war sehr vertieft in den Brief, der mannichfache Schwierigkeiten bot, weil oft der Raum nicht ganz den Anforderungen der Schreiberin entgegengekommen war, sodaß sie kreuz und quer geschrieben hatte, so sehr vertieft, daß er nicht bemerkte, was um ihn her vorging. Eine Dame war in sein Zimmer getreten, hatte ihn auf dem Balkon erblickt und stand nun vor ihm.

Dietrich! sagte sie in strengem Tone, welch ein Eifer!

Er fuhr zusammen, blickte errötend auf und ließ die Hand mit dem Briefe sinken.

Mama! sagte er. Entschuldige, daß ich dich nicht sah.

Daß du mich nicht sahst, mein liebes Kind, das bedauere ich nur deshalb, weil ich sehen muß, wie wenig du dich an die Vorschriften des Arztes hältst. Er hat dir doch so eindringlich vorgestellt, daß du jede ernste, jede aufregende Beschäftigung vermeiden müßtest, wenn deine Nerven sich erholen sollten. Du hast auch geraucht, Dietrich. Ich rieche deutlich den türkischen Tabak. Dietrich, was soll dir der Algenjaft helfen, wenn du dabei rauchst und eine aufregende Korrespondenz führst?

Meine liebe Mama, erwiderte Dietrich, indem er den Brief in die Tasche gleiten ließ, für meine Nerven ist die Langeweile das allerschlimmste, und meine Korrespondenz ist mir nur eine angenehme Erholung.

Die Gräfin schüttelte den Kopf. Deine Backen sind ganz rot, sagte sie. Gewiß war dieser Brief aus Paris, und gewiß ist er von einer jener leichtfertigen Damen geschrieben, die niemals Rücksicht auf das Wohl derer nehmen, die sie zu lieben vorgeben.

Ah bah, Mamachen, denke dir nicht solche unwahrscheinliche Gespenstergeschichten aus. Ein ganz unschuldiger Brief von einer Dame aus der Gesellschaft.

Ob es eine Dame aus der Gesellschaft ist oder nicht, das thut nichts zur Sache, Dietrich. Im Gegenteil, es macht mich umso mehr besorgt. Ich bitte dich, lieber Sohn, halte nur diese paar Wochen wenigstens die Kur streng ein. Es ist so sehr nötig für deine Gesundheit. Laß auch das Rauchen! Doktor Schmidt sagte mir, daß der Algenjaft von einer einschneidenden Wirkung auf den Organismus wäre und sich durchaus nicht mit Kaffee, Thee, Wein, Tabak und allen derartigen anregenden Dingen verträge. Er müsse sich dann geradezu in Gift verwandeln. Ich bitte dich, Dietrich, richte dich darnach.

Gut, liebe Mama, ich will folgsam sein. Quäle dich nicht. Es war ja nur eine einzige Cigarette. Und das Leben ist so ganz ohne türkischen Tabak und Kaffee wahrhaftig recht schwer! Ich finde die Kur hier recht unangenehm. Es ist geradezu lächerlich, von so materiellen Dingen überhaupt nur zu sprechen, aber ich muß sagen: seit den drei Tagen, die wir hier in dem verwünschten Hause sind, bin ich noch nicht satt geworden. Ich mag das Zeug nicht, was wir hier bekommen. Wer hat dir nur den Gedanken eingegeben, hierher zu gehen? Ich vermute, die ganze Geschichte läuft darauf hinaus, daß man Geld an uns verdienen will, denn wir zahlen einen horrenden Preis und werden dafür ausgehungert.

Du bist ein Kind, sagte die Dame stirnrunzelnd und doch mit schmeichelndem Tone. Kannst du denn nicht um deiner Gesundheit willen ein paar Wochen Diät halten? Dieser Doktor Schmidt ist ein ganz ausgezeichnete Arzt, er hat die brillantesten Kuren gemacht, und der Algenjaft verträgt sich nun einmal mit keiner andern Lebensweise. Die scharfen Substanzen, Jod und Brom, und

wie alle die Dinge heißen mögen, die in den Algen enthalten sind, verwandeln sich in höchst gefährliche, ätzende Säfte, wenn sie mit heterogenen Stoffen im Magen vereinigt werden.

Der Jüngling lachte. Du redest wahrhaftig, liebe Mama, als wärest du ein Apotheker.

Es ist meine Liebe zu dir, Dietrich, das solltest du bedenken, sagte sie, das Taschentuch an die Augen drückend.

Und ich will dir einen kleinen Trost bringen, fuhr sie fort. Damit du dich nicht so sehr langweilst, bin ich darauf bedacht gewesen, dir eine Zerstreuung unschuldiger Art zu verschaffen. Ich habe das junge Mädchen kommen lassen, das du früher so gern spielen und singen hörtest, Anna Glock. Sie hat sich in den beiden Jahren, wo sie auf dem Konservatorium in Leipzig war, sehr verbessert und ist jetzt wirklich eine Virtuosa.

Ah! rief Dietrich erheitert, wahrhaftig? Der Adjutant? Der Adjutant ist wieder da? Das ist mir angenehm. Sie ist ein gutes Tierchen und sie soll mir gleich heute Morgen ein Konzert geben.

Er war bei diesen Worten aufgestanden und im Begriff hinauszugehen, als seine Mutter ihn am Arme festhielt und bat, ihr noch auf kurze Zeit Gehör zu schenken.

Der Ton ihrer Stimme klang dabei so eigentümlich, daß Dietrich sie verwundert ansah.

In dem scharf geschnittenen, aber immer noch schönen Gesicht funkelten die dunkeln Augen mit einem besondern Feuer, und eine große Energie sprach sich in ihm aus. Zwischen ihren Zügen und denen des Sohnes bestand eine starke Ähnlichkeit, aber gerade in diesem Augenblicke trat auch die Verschiedenheit zwischen beiden deutlich hervor. Das schöne Gesicht des jungen Grafen hatte im Vergleich zu dem der Mutter einen weibischen Ausdruck. Es war weicher in den Formen, Nase und Kinn waren nicht so spitz und nicht so scharf hervortretend, und sein Blick hatte nicht den funkelnden Blick, sondern ein schimmerndes Licht, das weniger Stolz und Energie als Eitelkeit und Selbstliebe anzuzeigen schien.

Ich habe noch etwas ernsthaftes mit dir zu besprechen, sagte die Gräfin, und ich rechne um so mehr auf deine Aufmerksamkeit und Folgsamkeit, als du überzeugt sein mußt, daß alles, was ich denke und thue, nur dein Glück bezweckt.

Du machst mich sehr neugierig, erwiderte der junge Graf, indem er sich in den Lehnstuhl zurücksinken ließ.

Unsre Hiesherkunft, sagte die Gräfin bedächtig, ist einerseits durch die Rücksicht auf deine Gesundheit, andererseits durch ein fast ebenso wichtiges andres Moment bestimmt worden. Ich muß dir mitteilen, lieber Dietrich, was du doch zu einer oder der andern Zeit einmal erfahren mußt, daß nämlich dein Vater,

der vor langen Jahren starb, nicht, wie du bisher geglaubt hast, eines natürlichen Todes —

Wie? fragte der junge Graf erbleichend.

Dein Vater erschoss sich, sagte die Gräfin.

Es entstand eine lange Pause. Des jungen Grafen Gesicht war schmerzlich verzogen, und in seinem Blick spiegelte sich der Eindruck eines erschreckend vor ihm aufsteigenden Unheimlichen wieder. Die Gräfin sah vor sich nieder und bewegte mechanisch ihr Augenglas in den schlanken, spitz zulaufenden Fingern.

Wie kam das? fragte Graf Dietrich, mühsam atmend.

Dein Vater lebte die letzten Jahre in einer geheimnisvollen Unruhe, fuhr die Gräfin fort, welche wohl im Zustande seiner Nerven begründet war. Er hatte die letzten fünf Jahre seines Lebens die Eigentümlichkeit, niemals einen Brief zu öffnen, den er erhielt. Er lebte in einer nervösen Angst, eine Mahnung eines seiner Gläubiger, eine Rechnung, eine Klage oder sonst etwas unangenehmes in den Briefen zu finden, und ließ sie deshalb sämtlich uneröffnet. Ich habe unendliche Stöße von geschlossenen Briefen nach seinem Tode in den Kästen seines Schreibtisches und seines Büreaus gefunden. Es ist wahr, daß er höchst verschwenderisch lebte, und daß er wohl Grund hatte, sich vor dem Ende zu fürchten, aber doch war unser Vermögen so bedeutend, daß selbst die unsinnigen Ausgaben deines Vaters es nicht völlig hatten erschöpfen können. Dein Vater scheute sich, die Bilanz zu ziehen, scheute sich, dem Stande unserer Finanzen ins Gesicht zu sehen, lebte von Tag zu Tag weiter, indem er sich selbst betrog und betäubte, und schoß sich endlich tot, als er der Überzeugung war, er müsse gänzlich ruiniert sein.

Entsetzlich! sagte Graf Dietrich leise. Er fühlte halb unbewußt mit der Hand nach der Tausendmarknote in seiner Tasche und atmete ängstlich.

Als ich nach seinem Tode mit unserm Sachwalter die hinterlassenen Papiere ordnete, fand ich, daß allerdings der größte Teil unsers Vermögens dahin war, daß unser Gut und Schloß nicht mehr zu behaupten waren, daß aber doch bei geschicktem Arrangement noch eine Summe von etwa hundertundzwanzigtausend Thalern für dich, mein Sohn, und für mich übrig blieben.

O, wie schrecklich ist es, zu denken, flüsterte Dietrich, daß der Vater sich in einem solchen Irrtume das Leben nahm! Mich dünkt, wir hätten so lange Jahre noch glücklich zusammen mit dem Rest unsers Vermögens leben können!

Die Gräfin zuckte die Achseln. Es ist einmal geschehen, sagte sie, und man thut am klügsten, nicht an die unwiederbringliche Vergangenheit, sondern an die Zukunft zu denken. Ich gab mir Mühe, mit den Zinsen dieses Kapitals für uns beide eine standesgemäße Existenz zu bestreiten und —

Aber liebe Mama, sagte Graf Dietrich, sie unterbrechend, ist denn eine so große Summe nicht völlig ausreichend gewesen? Bei einer vierprozentigen Anlage haben wir doch schon etwa fünftausend Thaler jährlich zu verzehren.

Du hast dich nie um Geld bekümmert, sagte die Gräfin ungeduldig, und du weißt gar nicht, was das Leben kostet. Wenn du dich aber recht besinnen willst, so wirst du finden, daß du in Paris etwa zwölftausend Franken jährlich gebrauchst. Es ist das eine Erbschaft deines Vaters, daß du stets deine Einnahme groß findest und stets beinahe das doppelte von dem ausgiebst, was du hast.

Graf Dietrich biß sich in die Lippen und schwieg.

Du bist jetzt ein junger Mann, Attaché und wenig zu Ausgaben verpflichtet, aber wenn du erst höher stehst, was hoffentlich nicht ausbleiben wird, so wirst du andre Summen nötig haben. Das ist es, woran ich denke, und worauf ich jetzt ziele. Es hat sich nämlich gegenwärtig für dich eine glänzende Aussicht gezeigt, die ich wohl in der Lage, worin wir uns befinden, eine himmlische Fügung nennen darf. Seit Jahrhunderten nämlich besteht zwischen unserm Hause und einem andern, höchst angesehenen, reinen und reich begüterten Geschlechte, dem der Freiherren von Sextus, eine gewisse Beziehung, die sich durch kriegerische Traditionen, Herzensangelegenheiten und dergleichen angeknüpft und befestigt hat. Nun erhielt ich vor nicht langer Zeit von dem jetzigen Chef des Hauses Sextus einen Brief mit einer, mich in hohem Maße überraschenden Mitteilung. Der Baron schrieb mir, es bestehe eine testamentarische Verfügung, daß bei Aussterben der männlichen Descendenz der Sextus die Vermählung einer Tochter dieses Hauses mit dem Erben der Grafen von Altenswerdt das Verbleiben des Majorats bei der weiblichen Descendenz zur Folge haben solle. Er schrieb mir zugleich, daß der vorgesehene Fall jetzt eingetreten sei, daß nur noch eine Tochter in der ältern Linie am Leben und daß er geneigt sei, eine Verbindung mit unserm Hause zu bewirken. Es geht hieraus also hervor, daß die Herrschaft Eichhausen, dieser wundervolle Besitz, in deine Hände gelangen muß, wenn du die Freiin Dorothea von Sextus, die Erbin dieses glänzenden Namens und Vermögens, heiratest. Diese Angelegenheit ist der zweite Grund, warum wir hierher gezogen sind. Das Schloß Eichhausen liegt nur drei Stunden von hier, und es läßt sich eine scheinbar unabsichtliche Zusammenkunft zwischen dir und der jungen Dame, die ganz unbekannt mit unserm Plane ist, bewerkstelligen. Was sagst du dazu?

Während die Gräfin mit diesen und andern Worten, worin sie sich ausführlich über die Familie Sextus und die Herrschaft Eichhausen ausließ, ihren Plan darlegte, lauschte ihr Sohn stumm und atemlos, und mehrfach wechselte die Farbe auf seinen Wangen.

Meine beste Mutter, sagte er, du redest mir von Ruhe vor und predigst mir, ich sollte mich vor Aufregungen hüten, und dabei stürzest du mich innerhalb zehn Minuten dreimal in die Lava des glühenden Vesuv und kühlst mich dreimal wieder im Eismeer ab.

Die Gräfin beobachtete jetzt sorgfältiger das Gesicht ihres Sohnes, woran

sie bis jetzt durch den Eifer ihrer eignen Auseinandersetzung verhindert worden war, und sah mit Besorgnis, wie sehr der junge Mann bewegt war.

Sie stand auf, schloß ihn in die Arme, drückte einen Kuß auf seine Stirn und sagte: Ich sehe, wie gut es ist, mein lieber Dietrich, daß wir uns entschlossen haben, einige Wochen ganz deiner Gesundheit zu leben. Der Aufenthalt hier an der See wird dir gut thun. Deine Nerven sind durch die Anstrengungen deines Berufes angegriffen. Auch ist es nicht meine Absicht, den Besuch in Schloß Eichhausen zu machen, bevor du gestärkt bist und ein besseres Aussehen hast.

Erlaube mir, liebe Mama, es scheint mir wohl der Mühe wert, zunächst deinen Plan im Prinzip zu besprechen. Weißt du wohl, daß der Gedanke einer Heirat für mich etwa so erfreulich ist, wie das plötzliche Erscheinen eines brüllenden Löwen es sein würde, der jetzt hier einträte, um mich zu verschlingen?

Ei, welche Phantasie! sagte die Gräfin ärgerlich.

Ich versichere dir, liebe Mama, ich habe ein Gefühl, als sei plötzlich aller Friede, alle Sicherheit aus der Welt verschwunden. Ein Schrecknis von noch nicht genau zu erkennender Form grinst mich an. Ich bitte dich, beste Mama, wozu soviel Klugheit, wozu so viele Pläne? Ich lebe friedlich dahin, ich thue nichts böses, warum mußt du mich so erschrecken?

Du bist ein Kind, ich mag dies nicht hören, sagte die Gräfin. Du kannst doch nicht immer unvermählt bleiben! Wenn du deinen Weg in der Welt machen willst, wenn nicht die Bilder deines Ehrgeizes immer bloße Bilder bleiben sollen, so mußt du für früher oder später eine passende Partie ins Auge fassen. Ich will nicht hoffen, daß du durch irgend eine zu weit getriebene Tändelei gebunden bist.

Das nicht, o nein, nichts liegt mir ferner als das. Aber ich will dir gestehen, liebe Mama, daß niemand wohl auf Erden lebt, der so wenig zum Ehemann taugt wie ich. Mich ängstigt jeder Gedanke einer Fessel. Ich habe mich instinktiv schon stets gegen das Eintreten in einen Verein, eine bestimmte Gesellschaft gesträubt, die Ansprüche an mein regelmäßiges Erscheinen stellen könnte. Mein Klub in Paris ist das einzige Band dieser Art, und dort kann ich kommen und gehen, wie ich will. Ich bin ein geborner Junggeselle. Ich verehere alle Frauen, ich erkenne den Liebreiz, die Güte, die Anmut überall, in jeder Gestalt an, aber der Gedanke, mich mit einem einzigen dieser lieblichen Wesen auf immer zu verbinden, und wäre sie ein Engel mit einer Million — der Gedanke treibt mir den Schweiß auf die Stirn!

Du bist ein Narr! rief die Gräfin heftig.

Es ist möglich, ich glaube es selbst, aber ich bin einmal so beschaffen. Ja, ich kann wohl sagen, ich weiß so genau, was ich bin, daß du garnicht nötig hast, mir darüber etwas zu sagen, antwortete er trotzig.

Ein scharfer, bitterer Zug zeigte sich um die Lippen der Gräfin, und ihre weißen Zähne wurden sichtbar, als sie verächtlich lächelte.

Da sehe ich ganz deinen Vater vor mir stehen, sagte sie, das ist dieselbe Schwäche und derselbe ziellose Eigensinn, die ihn zu Grunde gerichtet haben.

Der Sohn antwortete nicht, drehte die Spitzen seines Schnurrbartes und blickte vor sich nieder.

Es thut mir leid, fuhr die Gräfin fort, daß ich dich so selten in der Laune finde, der Vernunft Gehör zu geben. Seit einem halben Jahre haben wir uns nicht gesehen, ich habe mich so gefreut, dich wieder in meine Arme schließen zu können, und die sechs Wochen des einsamen Aufenthalts hier habe ich mir als eine Festzeit ausgemalt. Nun sind wir noch keine Woche wieder zusammen, und schon bist du meiner überdrüssig.

Aber beste Mama, wenn ich nur ein Wort gesagt habe, was dich zu diesem Vorwurf berechtigen könnte, so will ich mir die Zunge abbeißen. Du übertreibst furchtbar. Ich habe nur meine Vorliebe für mein jetziges ungebundnes Leben ausgesprochen. Und das lag doch wohl nahe genug angesichts des Projekts einer gemachten Heirat. Denn gemacht im eigentlichen Sinne des Wortes wäre doch diese Partie. Weder hat die Dame die geringste Neigung für mich, noch ich für sie. Wir kennen uns garnicht, haben uns nicht mit Augen gesehen. Daß ich da erschreckt bin, daß ich zaudre, daß ich Bedenken habe, ist doch wohl natürlich. Ich bitte dich, beste Mama, nicht diese finstre Miene! Ich mag das nicht sehen. Komm, mach ein andres Gesicht. Du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich an dir hänge.

Er näherte sich mit diesen Worten der Mutter, strich ihr mit schmeichelnder Hand die Stirn glatt und sah sie bittend an.

Sie lächelte, schüttelte den Kopf und sagte seufzend: Ein Kind bist du, Dietrich, ein Kind. Überlege, was ich dir gesagt habe, und teile mir deine Meinung mit, wenn du in einer vernünftigen und ernsthaften Stimmung bist. Ich habe noch einige Briefe zu schreiben und überlasse dich jetzt deinem Nachdenken.

Der junge Graf ging, als er allein war, unruhigen Schrittes hin und her und seufzte mehrfach.

Was alles auf mich einströmt! dachte er. Ich weiß kaum noch, was ich zuerst anfangen, was ich zuerst bedenken soll! Diese gute Mutter! Sie ist so besorgt um mich, sie will immer das beste, sie ist wie eine lebendige Vorsehung, aber wahrhaftig, ich bin wie ihr Staatsgefangener, ich bin wie eine Drahtpuppe in ihrer Hand! Nun will sie mich verheiraten, und ich sehe es schon voraus, mir hilft kein Gott. Wenn sie es sich in den Kopf gesetzt hat, so wird sie es auch durchführen. Es ist ganz unausstehlich! Und was sie mir alles erzählt hat! Mein Vater! Das Vermögen! Großer Gott, mir wirbelt der Kopf.

Er drehte sich unter solchen Gedanken eine frische Cigarrette, zündete sie an, rauchte mit Wohlbehagen und zog den Brief Odettens wieder hervor. Aber er hatte keine Ruhe beim Lesen. Wie er so dafuß in seinem bequemen Stuhle und die schweren Wolken vor sich hinblies, trug seine Stirn das Gepräge des Nachdenkens, und seine Augen hafteten beharrlich auf derselben Stelle der feinen frizlichen Handschrift. Er las nicht, sondern er grübelte.

Endlich warf er den Rest der Cigarrette weg, faltete den Brief zusammen und erhob sich.

Ich habe keine Ruhe, sagte er sich, ich werde den Adjutanten auffuchen. Er kann mir etwas vorspielen, daß meine Nerven sich beruhigen. Es war ein prächtiger Gedanke von Mama, den Adjutanten wiederkommen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Direktor der Berliner Kunstakademie, Herr Anton von Werner, macht uns in einer Zuschrift vom 2. Februar darauf aufmerksam, daß in dem zweiten Artikel unsers geschätzten Mitarbeiters, des Herrn Dr. A. Rosenberg, über die Pflege der Monumentalmalerei in Preußen (Grenzboten 1883, Heft 2) sich hinsichtlich der Entstehung der Fresken von Hermann Prell im Berliner Architektenhause eine irrtümliche Angabe befindet, deren Berichtigung in sachlichem Interesse wünschenswert erscheint.

Es ist nicht richtig, daß „das Vertrauen der Staatsregierung Herrn Prell jene umfassende Aufgabe zuwendete,“ sondern die Entstehung dieser Arbeiten ist zunächst der Initiative eines Kunstfreundes, des Barons von Biel-Ralkhorst, zu danken, welcher eine Stiftung von jährlich 3000 Mark zur Förderung der Freskomalerei in Privaträumen errichtet hat, mit der Bestimmung, daß abwechselnd Schüler der Akademien oder Kunstschulen von Berlin, München, Düsseldorf, Dresden und Karlsruhe die betreffenden Arbeiten ausführen sollen. In München ist in dieser Weise das Freskobild im Treppenhause der Wimmerschen Kunsthandlung entstanden. In Berlin hat, da die Aufgabe, die gesamten Wandflächen des Architektenhauses *à fresco* zu malen, zu umfangreich war, als daß sie für 3000 Mark hätte ausgeführt werden können, der Architektenverein aus seinen Mitteln 3000 Mark und die Staatsregierung den Rest (3000 oder 4000 Mark) zugesprochen, die letztere nicht ohne Bedenken darüber, ob es wohl korrekt sei, Staatsgelder zur künstlerischen Ausschmückung von Privatbesitz zu bewilligen.

Herr von Werner deutet am Schlusse seiner Zuschrift noch an, daß die von unserm Herrn Mitarbeiter ausgesprochenen Bedenken gegen die Anwendung der Freskotechnik — welche auch Herr von Werner als ungeeignet für die Dekoration von Innenräumen ansieht — sowie die wegen einer gewissen Jugendlichkeit in der künstlerischen Auffassungsweise der Prellschen Bilder sich durch den Charakter der Stiftung wohl erledigen dürften.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.